

Nr. 206. Bromberg, den 11. September 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.

(16. Fortsetzung.)

VIII.

Mynheer van Schleetens Erlebnisse.

Mynheer van Schleetens Leben hatte seine Wechselfälle gehabt; das Angenehme daran für Mynheer van Schleeten war, daß sie sich in einer stets aufsteigenden Kurve bewegt hatten. Aus einem Unbekannten war er eine europäische Berühmtheit geworden; aus einem armen Schlucker ein reicher Mann, aus einem reichen ein noch reicherer. In dem Jahre, in dem Yussuf Khan von Nasirabad seinen ersten Besuch in dem Weltteil machte, war Herr van Schleeten in demselben der berühmteste Juwelenspezialist. Wie Mr. Bowlby schon Allan Kragh mitgeteilt hatte, hatte er das Diadem angefertigt, das die französische Republik bei einem denkwürdigen Anlaß der Kaiserin von Rußland sandte, und noch ein Dutzend ähnlicher Dinge. Sein Hauptgeschäft war in Amsterdam, aber sein Beruf brachte es mit sich, daß er sich fast ebensoviel in Berlin, Paris und London aufhielt wie in seiner Heimatstadt. In allen diesen Städten hatte er Filialen oder Korrespondenten.

Ende August des oben erwähnten Jahres hatte er in Berlin (wo er sich im Auftrage eines später geadelten Finanzmannes befand, dessen Name mit B. anfängt) einen Brief von seinem Korrespondenten in London erhalten, daß ein gewisser Oberst Morrel seine Dienste für seinen Schützling, den Maharadscha von Nasirabad wünsche. Mynheer van Schleeten, der noch nie mit orientalischen Fürsten zu tun gehabt, aber um so mehr von ihren Juwelen gehört hatte, hatte sich beeilt, das Anerbieten anzunehmen, namentlich da es von einem sehr schmeichelhaften Honorarvorschlag begleitet war. Er teilte seine Freude den Zeitungen mit, die sich in mehreren Notizen mit ihm freuten. Es handelte sich um neue Fassungen und Änderungen der Edelsteine des Maharadscha. Der junge Fürst war etwas exzentrisch, und war der Dinge, die seit Tausend Jahren dasselbe Aussehen hatten, müde geworden.

Anfangs September reiste Mynheer van Schleeten nach Hamburg, wo er ein kleineres Geschäft hatte; und am selben Tage, an dem Herr Allan Kragh aus Schweden in dieser Stadt ankam, verließ Herr van Schleeten sie mit dem Morgenexpreß nach Paris, wohin ihn eine kleine Angelegenheit rief, die ihm gestattete, ganz bequem zur festgesetzten Zeit in London zu sein.

Mynheer van Schleetens Erlebnisse begannen im Expreß.

Er war als Holländer ein phlegmatischer Herr; die Erfolge, die er in seinem fast sechzigjährigen Leben gehabt, hatten dazu beigetragen, dieses holländische Phlegma noch zu erhöhen. Er ereiferte sich selten; er hatte nur zwei Passionen, denen er sich in passender, phlegmatischer Weise hingab. Die eine, die mit den Jahren gekommen war, galt altem molligem Bordeaux; die andere, die mit den Jahren etwas abgenommen hatte, jungen molligen Frauen. Mynheer van Schleetens Jugend war von verschiedenen lustigen Soupers in Damengesellschaft belebt gewesen; sein phlegmatisches Temperament hatte ihn jedoch abgehalten, so oft zu soupieren, daß es ihm die Fähigkeit oder die Freude am Dinieren geraubt hätte. In späteren Jahren hatte Herr van Schleeten viel häufiger diniert als soupiert. Das ging auch aus seinem Aussehen hervor; seine Nase war groß, gebogen, und hatte allmählich die Farbe des guten französischen Weines angenommen, in dem er sie am liebsten spiegelte. Sein gelbgrauer Schnurrbart war bei diesen Libationen gewachsen wie ein Baum, am Bachesrand gepflanzt; und wenn Herr van Schleeten jetzt trank, hing er auf das Bordeauxglas herab wie ein Grasbüschel über ein Bächlein.

Diese Bemerkungen werden vorausgeschickt, um Herrn van Schleetens Abenteuer im Expreß Hamburg—Köln und später zu erklären.

Sogleich, nachdem Herr van Schleeten seinen Platz in einem Kupee erster Klasse eingenommen hatte, — seiner Gewohnheit gemäß den Fensterplatz in der Fahrtrichtung — kam eine Dame ins Kupee. Sie betrachtete einen Augenblick Herrn van Schleeten, der sie seinerseits betrachtete. Er konstatierte, daß sie jung, ziemlich mollig war und sehr hübsch aussah, wenn auch ein bißchen hochmütig, und daß er folglich in der Zeit seines Leichtsinnes nichts dagegen gehabt hätte, mit ihr zu soupieren. Welche Resultate ihre Prüfung seiner Person ergaben, ist unbekannt; doch waren sie offenbar befriedigend, denn sie placierte ihre Reiseeffekten in das Netz und sich selbst auf dem Sitz gegenüber Herrn van Schleeten. Dann setzte sich der Zug in Bewegung, und Herr van Schleeten versenkte sich, um seine phlegmatische Natur zu dokumentieren, in das Studium der Morgenzeitungen.

Es dauerte bis Bremen, bevor sich etwas ereignete.

Kaum war der Zug in dieser Station stehen geblieben, als Herr van Schleeten Schritte im Korridor hörte und sah, wie die Türe seines Kupeeabteils von einem jungen Manne geöffnet wurde, der auf der Suche nach einem zu sein schien. Herr van Schleeten konstatierte, daß der junge Mann ein ganz sympathisches Aussehen hatte; aber da er es höchst ungerne sah, wenn das Kupee, in dem er reiste, mehrere Personen beherbergte, betrachtete er den jungen Mann mit einer bestimmten, barschen, abweisenden Miene, die ausdrücken sollte: Gehen Sie in das nächste Kupee, junger Freund. Ohne sich im Geringsten daran zu kehren, ließ sich der junge Mann ungeniert auf Herrn van Schleetens Sofa nieder, ihm dadurch alle Chancen raubend, sich nach dem Lunch auszustrecken und ein kleines Schläfchen zu machen. Herr van Schleeten repetierte seinen barsch abweisenden Blick und legte noch eine Portion wohlerzogenen Staunens über ein solches Betragen hinein. Leider merkte er, daß dieser Blick an den jungen Mann (der übrigens gar kein Gepäck hatte) verschwendet war; dieser war ganz und gar damit beschäftigt, Herrn van Schleetens schönes Visavis mit den

Augen zu verschlingen; sie ihrerseits schien eingeschlummert zu sein. Herr van Schleeten gab sich selbst seine Ansichten über die jungen Leute von heute kund, und nahm nach einer Weile sein Studium der Morgenblätter wieder auf.

Die nächste Episode ereignete sich, als der Zug etwa eine halbe Stunde weitergesaust war. Die Kupeetüre wurde plötzlich wieder geöffnet, diesmal zu Herrn van Schleetens Befriedigung vom Kondukteur, der die Fahrkarten zu sehen wünschte. Der junge Mann wies die seine vor, die zu Herrn van Schleetens Enttäuschung in Ordnung zu sein schien. Der Schaffner wendete sich nun an Herrn van Schleeten, betrachtete seine Fahrkarte und hustete dann zweimal ein „Gnädige", um die Aufmerksamkeit der jungen Dame zu erregen, die Herrn van Schleeten gegenübersaß. Dies erwies sich jedoch als vergeblich. Sie schlief noch immer. Der junge Mann schien einen Augenblick nachzudenken, dann beugte er sich vor und tätschelte Herrn van Schleetens Visavis sanft das Knie.

Die Wirkung war eine momentane. Die junge Dame schnellte von ihrem Platze auf, warf ihm einen furchtbaren, empörten Blick zu, starrte um sich, reichte dem Schaffner die Karte und brach dabei in eine Sturzflut von englischen Worten aus: Wie konnte dieser junge Mann es wagen? Was meinte er eigentlich? Konnte man nicht in Europa reisen (sie war also Amerikanerin), ohne beleidigt zu werden? Herr van Schleeten fand ihren Zorn etwas übertrieben, in Gedanken an die Damen amerikanischer Abstammung, die er sowohl am Knie wie auch anderswo getätschelt hatte; aber als er bedachte, daß er durch eine feindselige Haltung den jungen Mann möglicherweise von seinem (Herrn van Schleetens) Sofa vertreiben konnte, hütete er sich wohl, sie zu unterbrechen. Plötzlich wendete sie sich an ihn:

„Sir, haben Sie gesehen, ob dieser junge Mensch sich noch andere Freiheiten gegen mich herausgenommen hat, während ich schlief?"

„Ich weiß nicht," sagte Herr van Schleeten diplomatisch, noch immer in Gedanken an sein kleines Mittagschläfchen. „Ich habe Zeitungen gelesen."

„Es ist gut!"

Sie setzte ihre Ausfälle gegen den jungen Mann fort, der zuerst ganz verblüfft zugehört hatte und nun zu einer Entgegnung ansetzte. Sie unterbrach ihn sofort:

„Wie können Sie es wagen, mich anzusprechen?"

Nun wurde es ihrem Widersacher zu toll. Er erhob sich zu Herrn van Schleetens Entzücken von dem Sofa und verschwand in den Korridor. Im selben Augenblick verspürte Herr van Schleeten eine leise Reue, daß er dazu geholfen hatte, ihn in die Flucht zu jagen: es würde wohl nicht sehr angenehm sein, allein mit solch einer empfindlichen, streitsüchtigen, kleinen Xantippe zu reisen. Kaum war jedoch der junge Mann zur Türe hinaus, als sie ihr Aussehen veränderte wie ein Aprilhimmel und sich mit dem sonnigsten Lächeln der Welt Herrn van Schleeten zuwendete:

„Ich war vielleicht ein bißchen heftig," sagte sie, „aber ich kann nun einmal die Zudringlichkeit solcher junger Laffen nicht vertragen."

Sie legte einen Akzent auf „solche junge Laffen", der Herrn van Schleeten angenehm berührte. Er konstatierte, daß sie weiße starke Zähne hatte, und daß ihre Augen, wenn sie lächelte, ungewöhnlich anziehend waren. Der Farbe nach waren sie grau; grau war mit den Jahren Herrn van Schleetens Lieblingsfarbe geworden, nachdem er in allzuviel blaue und schwarze Augen zu tief gesehen und dafür hatte büßen müssen.

„Madame", sagte er, „die Zudringlichkeit dieses jungen Mannes war einfach unerhört."

Bald waren sie in ein interessantes Gespräch vertieft, das nur dadurch unterbrochen wurde, daß der Speisewagenkellner in ihr Coupé kam und meldete, daß das Diner serviert sei. Obgleich Herr van Schleeten jetzt mit sich schon darüber einig war, daß er gar nichts dagegen hätte, mit seinem Visavis zu soupieren, schob er den Gedanken daran doch bis auf weiteres auf, und schlug ihr vor, mit ihm zu dinieren. Sie nickte gnädig:

„Natürlich unter der Voraussetzung, daß ich selbst für mich bezahle."

Herr van Schleeten verbeugte sich.

Nach dem Mittagessen, das bei gutem alten Bordeaux auf das angenehmste verstrichen war, vergingen einige Stunden, bis Herr van Schleeten wieder etwas von dem jungen Mann sah, der gedroht hatte, ihn seines Mittagschläfchens zu berauben. Gegen die junge Dame, die ihm diesen Genuß nun tatsächlich geraubt hatte, hegte er keinerlei Groll; sie hatte ihm durch ihre höchst flirtoyante Konversation so viele andere bereitet. Der Zug stand in Köln, als Herr van Schleeten und die junge Amerikanerin, deren Name, wie er jetzt wußte, Mrs. Langtrey war, durch aufgeregte Stimmen im Korridor mitten aus einem interessanten Meinungsaustausch, ob gemeinschaftliche Schulen für Knaben und Mädchen ratsam seien, gerissen wurden. Sie blickten hinaus und sahen den jungen Mann, der sie beide zum Zorn gereizt hatte, in Gesellschaft eines Polizeikonstablers und eines Zivilisten verschwinden, den Herr van Schleeten sofort als Detektiv agnoszierte. Herr van Schleeten sah Mrs. Langtrey an, Mrs. Langtrey sah ihn an und rief:

„Sehen Sie, was habe ich gesagt! Ich habe es förmlich im Gefühl, wenn ich in der Nähe eines Verbrechers bin!"

Während Herr van Schleeten ihr seine Bewunderung für diese Clairvoyance ausdrückte, mußte er sich selber gestehen, daß seine Gefühle für sie durchaus nicht telepathischer Natur waren.

Bei der Ankunft in Paris um halb elf Uhr abends machte es sich ganz natürlich, daß sie im selben Hotel abstiegen. Herr van Schleeten wählte ein ruhiges Familienhotel in der Nähe der Madeleinekirche, und sie erklärte sich damit einverstanden. Sie war mit einem Schiffe der Hamburg—Amerika-Linie herübergekommen und reiste nur, um den Schmerz über den Verlust ihres ersten Mannes zu betäuben, der gestorben war, und einem zudringlichen Freier auszuweichen, der sich einbildete, daß sie ihn liebte.

Herr van Schleeten war gerne bereit, ihr schon am ersten Abend in Paris behilflich zu sein, alle Schmerzen zu vergessen, aber er fand keine Gelegenheit dazu. Nach einer Tasse Tee verschwand Mrs. Langtrey in ihr Zimmer.

Zwei Tage später fuhren sie nach London, noch immer zusammen. Sie hatte ein Telegramm bekommen, das sie zwang, am selben Morgen wie Herr van Schleeten hinzufahren; sie würde im Grand Hotel Hermitage absteigen. Bei der Ankunft in Charing Croß drückte sie Herrn van Schleeten so ungeschminkt herzlich die Hand, wie es nur eine junge Amerikanerin wagt, und bat ihn, am nächsten Tage zum Diner im großen Hotel ihr Gast zu sein.

Dieses Diner war entzückend; vor allem dekretierte sie mit Prinzessinnenmiene, daß nur sie allein bezahlen dürfe. Herr van Schleeten war der Gastgeber vieler junger Damen gewesen, doch nie der Gast einer Dame. Es war ein eigentümlich prickelndes Gefühl, so etwa wie ein neuer holländischer Likör. Er beeilte sich, zu betonen, daß dies nur unter der Voraussetzung denkbar sei, daß sie sobald als möglich mit ihm im Savoy soupieren wollte. Sie akzeptierte, immer mit derselben freimütigen Prinzessinnenmiene.

Beim Abschluß dieses Mittagessens entdeckten Herr van Schleeten und seine Partnerin zu ihrem Staunen an einem Tisch im Speisesaal des Hotels keinen Geringeren als den jungen Mann aus dem Eisenbahnzug.

„Sollten wir nicht eigentlich die Polizei verständigen, Mrs. Langtrey?" sagte Herr van Schleeten.

Mrs. Langtrey schüttelte ihr schönes Haupt.

„Ich liebe meine Nächsten immer, wenn ich Champagner getrunken habe," sagte sie.

Herr van Schleeten beschloß, daß beim Souper im Savoy Champagner und nicht Bordeaux serviert werden sollte.

Dies war Donnerstag, den 11. September. Herrn van Schleetens Geschäfte zwangen ihn zu einer Spritztour nach Amsterdam, die auf die nächsten drei Tage Beschlag legte. Als er Montag, den fünfzehnten, zu früher Morgenstunde nach London zurückkehrte, erwartete ihn die Mitteilung, daß Seine Hoheit, der Maharadscha von Nasirabad am selben Tage in der Weltstadt eintreffen sollte, und, um sobald als möglich mit präsentablen Juwelen auftreten zu können, sein sofortiges Erscheinen im Grand Hotel Hermitage wünschte.

(Fortsetzung folgt.)

Orakel.

Skizze von Alfred Semerau.

Ein letzter Blick in den hohen Spiegel des eleganten Hotelzimmers! Munk lächelte befriedigt seinem Bilde zu: groß, schlank, rassiges Gesicht, dunkle Augen mit Goldgefunkel in der Iris, kurzes Bärtchen über dem feinen, scharf geschnittenen Munde, unauffällig gut gekleidet; er rückte an der Krawatte, sah auf die Uhr — noch nicht schickliche Besuchszeit —, summte „Gina Holl" wie eine bezaubernde Melodie, wiederholte wie im Tanz schreitend diesen Namen, den er vor einer Woche noch nicht gekannt, sah sie vor sich, wie er sie vier Mal in Gesellschaften und auf einem Ball gesehen, ganz Rokokodame in der Anmut ihrer Bewegungen, in ihrer zierlichen Schönheit, mit aschblondem Haar, Augen von dunklem Blau, die in der Erregung schwarz wurden, hörte ihre warme, liebkosende Stimme. Gina Holl, die junge Frau des reichen, ergrauten Fabrikanten Walter Holl, bewundert, umschwärmt, beneidet, bewispert, beklatscht, beleumdet, doch nur insgeheim. Man wußte ja nichts.

Munk zupfte an der weißen Blüte im Knopfloch. Wunderbare blaue Augen Sie fragten, antworteten beredt, wenn auch die Lippen stumm blieben. Hatte er richtig gelesen? „Du gefällst mir. Ich glaube, du bist verschwiegen. Vielleicht gehören wir zueinander." Und die Lippen hatten höflich beim Abschied gelächelt: „Besuchen Sie uns, Herr Munk". Dabei wußte sie, daß seine Abreise bevorstand, daß seine Geschäfte erledigt waren, wußte auch, daß er ihretwegen bleiben würde, solange sie wollte. Er dachte daran, wie sie im Tanz, von einem Rhythmus und Willen erfüllt, zur rauschenden Musik dahin geglitten waren, wie sich ihre Augen getroffen, ihr Atem ihn angefächelt, der Duft ihres Haares ihm zugeweht. Warum sollte es ihm nicht gelingen, Gina zu erobern? Werde ich's? Werde ich's nicht? Er ertappte sich dabei, wie er die Blätter der weißen Blüte abzählte. Albern! Wenn es kein anderes Orakel gab! Aber ein leicht unbehagliches Gefühl blieb ihm, als gäbe es noch ein Hindernis. Wieder ein Blick auf die Uhr. Ach was, schickliche Besuchszeit!

Bald danach stand er im Salon des Hollschen Hauses. Das hübsche Zimmermädchen in schwarzem Kleid, weißem Häubchen lächelte vertraulich, nachsichtig: Die gnädige Frau bitte zu warten, sei noch bei der Toilette. Der dicke Teppich verschluckte seine nervösen Schritte. Ein großer Raum in Mattrosa mit Bronzen, Porzellan, Bildern, drei Türen, die eine durch einen lichtgrünen Vorhang geschlossen, ein heller Raum von Reichtum und Geschmack, der passende Rahmen für die reizende junge Frau. Minuten vertröpfelten. Munk betrachtete eine Landschaft, eine ganz in Sonne getauchte italienische Küste mit einem Felsenkastell und bunten Segeln. Da kicherte es. Er wandte verblüfft den Kopf, sah nichts. Doch als seine Augen zum Bild zurückkehrten, kicherte es wieder. Eine leichte Bewegung im Vorhang, und bald darauf, sicher geworden, erschien vorsichtig ein blonder Mädchenkopf in den Falten. Munk trat rasch heran: „Ertappt, kleines Fräulein, hervor mit dir!" Zögernde Antwort: „Ich darf nicht, wenn Mama Besuch hat." Doch schob sich ein kleiner Fuß neugierig vor.

Ihr Kind! Er hatte nicht gewußt, daß sie ein Kind hatte. Ihr Kind und das Walter Holls! Er sah stumm die klaren, braunen Augen vertrauensvoll auf sich ruhen. Dann stand das zierliche Persönchen vor ihm. „Mama kommt noch nicht. Ich bin Lizzi Holl. Papa nennt mich — ein helles Lachen in den Augen — „Puck!" Er sprach noch immer nicht. Ein merkwürdiges Gefühl durchrann ihn. Das Kind glich ihr und glich ihr auch wieder nicht. Es hatte nicht ihre Augen, ihr Haar, ihren Gesichtsschnitt, aber ihre Anmut und Zierlichkeit. Aus ihren Augen blickte ihn Walter Holl an.

Lizzi, über sein Schweigen verwundert, begann zu plaudern. Von Papa. Sie hatte ihn sehr lieb. Wenn er aus der Fabrik kam, spielten sie zusammen, bauten Häuser, schnitten Puppen aus, spielten den ganzen Abend, auch im Garten, Ball oder Krockett. Sie hatte einen kleinen Schläger, konnte schon gut schlagen. Sie hob ihre kleine Hand wie zum Beweis ihrer Kraft. „Warum sagen Sie nichts?" Er lächelte verlegen: „Du hast so hübsch erzählt, Lizzi . . . Puck." Sie krauste ihr Näschen. „Nur Papa sagt zu mir Puck", wies sie ihn zurecht. Er nickte: „Natürlich, nur Papa darf zu dir Puck sagen." Sie musterte ihn wohlwollend: „Einmal dürfen Sie es auch sagen." Er nahm ihre Hand: „Schön, daß du es mir erlaubst. Also du spielst jeden Abend mit Papa. Mit . . . Mama nicht?" Heftiges Kopfschütteln und noch kräftigeres Verneinen in den braunen Augen. Mama war nie zu Haus, ging immer in Gesellschaften. Papa blieb mit ihr daheim, sonst war sie ja allein. Andere Kinder wollte Mama nicht hier haben, die machten nur Lärm, und sie mußte sich ausruhen. Sie stand auch immer spät auf. Papa und Lizzi waren beim Frühstück stets allein. Wenn sie erst größer war, holte sie den Papa von der Fabrik ab. Ihre Augen strahlten. Sie freute sich schon darauf. Sie ging bald in die Schule, dann konnte sie dort mit anderen kleinen Mädchen spielen. Papa hatte ihr gesagt, wie fein es in der Schule sein würde. Er war der beste Papa, den es gab, kaufte ihr alles, was sie wollte.

Durch seine kurzen Fragen verlockt, erzählte Lizzi immer weiter. Von den Spielsachen, mit denen sie sich die Zeit vertrieb, von den lustigen Unterhaltungen mit Papa. Ihre Seele, ihr Herz und Geist waren ganz erfüllt von Papa. Sie kannte und liebte nur ihn. Die Mama sah sie nur immer für kurze Zeit bei der späten Mittagsmahlzeit. Sie glitt wie ein großer Schatten über ihr kleines Leben, war eigentlich gar nicht da. Munk strich zart über die bräunliche Kinderhand. „Schön, daß du solch guten Papa hast! Wie viel kleine Mädchen wünschten sich ihn auch!... Willst du ihn von mir grüßen? Er kennt mich nicht. Nur Mama kennt mich. Ich habe sie in Gesellschaften getroffen. Ich heiße Fritz Munk. Wirst du meinen Namen behalten?" Sie nickte ernst. „Ich kam", fuhr er, nachdem er sich ein wenig geräuspert, mit klarer Stimme fort, „um mich von Mama zu verabschieden. Ich fahre heute . . . in einer Stunde . . . ich muß fort. Grüße auch Mama . . . ich kann nicht warten, bis sie kommt. Willst du ihr das sagen?" Wieder nickte sie ernst.

Er neigte sich zu ihr, fuhr ihr sanft um das Gesicht: „Gut, daß ich dich hier traf, Lizzi. Ich freue mich darüber. Lebe wohl, Puck!" Dann war er rasch aus der Tür und leise wie ein Dieb aus dem Hause, jetzt wieder mit einem zufriedenen Lächeln: „Puck . . . Das Orakel war für mich Puck . . ."

Der Einzige.

Erlebnis von E. R. Peil.

Auf meinen Fahrten im südlichen Italien bot mir die Reise in der dritten Wagen-Klasse der „Omnibuszüge" häufig Gelegenheit, mit Leuten aus dem Volke zusammen zu sein. Bei diesen kindlichen Menschen, die ihre Gefühle frei und hemmungslos zum Ausdruck bringen, kann man Einblicke in das Seelenleben nehmen, wie sie sich sonst wohl nur dem Psychoanalytiker bei seiner Forscherarbeit bieten.

An einem sehr heißen Nachmittag fuhr ich eine lange Strecke in solch einem von Staub, Rauch und Hitze erfüllten Abteil. Mein einziger Reisegefährte, ein alter Mann, saß unbeweglich, schlaff und völlig gleichgültig auf der harten Holzbank. Das Kinn, von grauen Bartstoppeln verunziert, ruhte auf den verschlungenen Händen, die sich auf den derben Griff seines großen Regenschirmes stützten; die rotumränderten Augen starrten blicklos auf die Wand ihm gegenüber. Tiefe Trauer lag über seiner ganzen Erscheinung.

Gegen den Abend stiegen mehrere Landleute lärmend und aufgeregt zu uns ein. Ich entnahm ihrer lebhaften Unterhaltung, daß sie von einem Begräbnis heimreisten. Sie sprachen davon, wie schön es doch sei, seine Toten feierlich und wie es sich gehört, begraben zu können, und wie schrecklich es wäre, die im Kriege Gefallenen nicht daheim auf dem Friedhof liegen zu haben.

„Madonna", sagte eine dicke, ältere Frau und wischte sich die Tränen aus den Augen, „kann man es denn überhaupt glauben, daß einer tot ist, der gesund, mit Lachen und Singen von uns wegging? Ich sehe meinen Beppo immer noch, wie er am Gartentor steht und mir „a rivederci, mamma mia!" zuruft, ich kann's nicht glauben, daß er tot ist, hab' ihn doch nicht sterben sehen, kann an seinem Grab nicht beten." Sie schlug ein Kreuz und murmelte ein Gebet.

Während dieser Rede war der Alte aus seiner Erstarrung erwacht. Er schüttelte den Kopf. „Oh, wie unrecht Ihr habt“, sagte er leise. „Ihr wißt nicht, was es heißt, wenn ein Sohn in den Armen der Eltern stirbt, wenn man ihn hinausgetragen hat und das Haus doch noch voll von ihm ist — in jenem Sessel hat er vor wenigen Tagen noch gesessen, aus dieser Schale doch erst getrunken —“ seine zitternden Lippen konnten keine Worte mehr formen.

„So habt Ihr einen Sohn verloren?“ fragte mitleidig die Frau. Der Schmerz des Mannes ließ sie anscheinend die eigene Trauer vergessen.

Der Alte nickte. Er klemmte seinen Schirm zwischen die Knie, um die Hände frei zu bekommen. Der inneren Tasche seines Rockes entnahm er eine abgegriffene Brieftasche und dieser einen vergilbten Umschlag, den er inbrünstig küßte, ehe er daraus die verblaßte kleine Photographie eines vielleicht sechzehnjährigen Jünglings hervorzog und sie dem zunächst Sitzenden reichte. Der gab das Bild, nachdem er es besehen hatte, an die anderen weiter, die sich herzu drängten, die Hände danach ausstreckten und es unter bewundernden und teilnehmenden Worten betrachteten: „Oh, welch hübscher Junge — und so bald hat er sterben müssen — was für schöne Augen hat er — und so dichtes Haar — ach, der Arme!“

Der Alte folgte dem Bildchen mit den Blicken, wie es aus einer Hand in die andere ging. Nachdem alle es besehen hatten, nahm er es wieder an sich, drückte abermals andachtsvoll die Lippen darauf, bevor er es in der Brieftasche und diese wieder in seiner Brusttasche barg.

„Ihr habt doch wohl andere Kinder, Euch zu trösten“, sagte gutmütig die dicke Frau.

Er machte mit dem Zeigefinger die charakteristische verneinende Bewegung. „Keine anderen Kinder“, murmelte er, „Luigi war unser Einziger.“

„Aber nein — er war der Einzige?“ — In den kinderreichen Familien dieser Gegend, wo man die Einschränkung der Geburten kaum kennt und sie für eine große Sünde hält, ist das nichts Alltägliches. —

„Der Einzige“, wiederholte der Alte kummervoll. „Als er ganz klein war und so zart und fein in seiner Wiege lag, da sagte ich zu Marie: Unser Luigi soll es besser haben wie wir — er soll Advokat werden oder gar Deputierter! Aber er muß unser Einziger bleiben, hab' ich ihr erklärt, sonst haben wir nicht die Mittel, ihn studieren zu lassen und einen feinen Herrn aus ihm zu machen.“

Er seufzte tief und wischte mit der Hand die Tränen von den nassen Wangen. „Ja, ja, einen Herrn“, wiederholte er, „Maria sagte immer, der Himmel hat uns so schwer bestraft, weil wir ihm unseren Willen zeigen wollten —“

Schwerfällig erhob er sich und zog unter dem Sitz seine Reisetasche hervor, in einer Hand trug er sie, mit der anderen umklammerte er den Schirm. Er ging — der Zug hielt eben — auf die Waggontüre, die von außen geöffnet worden war, zu. Doch bevor er die Stufen hinunter stieg, wandte er sich nochmals um, und während er mit der Krücke des Schirmes mehrmals hart an seine Brust schlug, sagte er, und seine Stimme war rauh von unterdrücktem Schluchzen: „Allein, ganz allein — leer das Haus — und ich bin schuld daran — ich, nur ich!“



Bunte Chronik

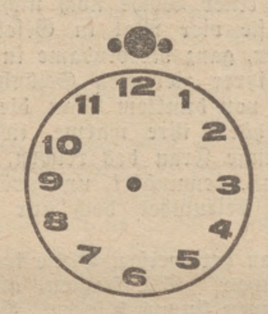
* **Wertvolle päpstliche Urkunden.** Papst Pius XI., der früher Bibliothekar war, interessierte sich immer noch für alte Bücher und Urkunden. Der heilige Vater hat vor kurzem den Wunsch ausgesprochen, 15 uralte päpstliche Urkunden, die sich in Klosterarchiven der ganzen Welt befanden, in der Vatikan-Bibliothek kopieren zu lassen und in Buchform zu verlegen. Aus alt-ehrwürdigen Klöstern aus Deutschland, Österreich, Italien und Spanien, wurden 15 uralte päpstliche Urkunden nach der Vatikan-Bibliothek gebracht. Dort wurden die Dokumente mit großer Vorsicht photographiert. Die spanischen Urkunden waren derartig vom Zahn der Zeit zugerichtet, daß man sich fürchten müßte, die alten Pergamentrollen anzurühren. In der Vatikan-Bibliothek wurden Urkunden nicht nur photographiert, sondern auch instand gesetzt, wofür die spanische Regierung an den Papst ein begeistertes Dankschreiben richtete. Die Ausgabe dieser bisher unbekannten historischen Dokumente ist für Theologie Studierende von unschätzbarer Bedeutung.



Rätsel-Ecke



Zifferblatt-Rätsel.



Die Ziffern dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen und zwar derart, daß folgende Wörter entstehen:

2— 5 = weibl. Name
1— 6 = Naturgebilde
7—10 = Metall
8— 9 = Verhältniswort
7—12 = hohe Oertlichkeiten
1—12 = ?

*

Besuchskarten-Rätsel.

I. Nest.

Metz.

Wer den Beruf wissen will, den der Inhaber dieser Besuchskarte ausübt, hat die Aufgabe, sämtliche Buchstaben der Karte umzustellen. Bei richtiger Lösung ergibt sich eine mit „S“ beginnende Berufsbezeichnung.

*

Rätsel.

Bin eine alte deutsche Krönungsstadt.
Ein „p“ hinein — uns niemand gerne hat.

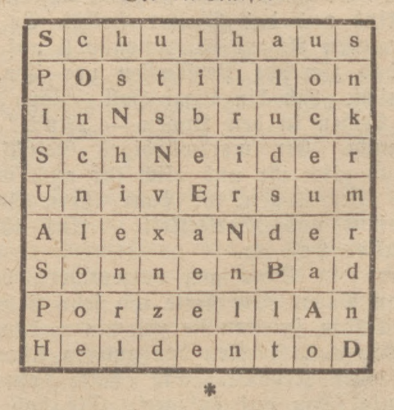
*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 199.

Silben-Rätsel: Hammerfest.

*

Viereck-Rätsel.



S	c	h	u	l	h	a	u	s
P	O	s	t	i	l	l	o	n
I	n	N	s	b	r	u	c	k
S	c	h	N	e	i	d	e	r
U	n	i	v	E	r	s	u	m
A	l	e	x	a	N	d	e	r
S	o	n	n	e	n	B	a	d
P	o	r	z	e	l	l	A	n
H	e	l	d	e	n	t	o	D

*

Rätsel: Der Schatten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.